

Kampala, Januar

Kampala im Januar ist wie Kampala im Februar oder August. Meist einfach gutes Wetter. Das ganze Jahr. Sonne, 25 Grad – mal etwas wärmer. Nachts meist kühler, gut zum Schlafen.

Dass es nicht knallheiß ist wie in unseren Nachbarländern – im nördlichen Sudan oder westlichen Kongo, wie im östlichen Kenia und südöstlichen Tansania –, hat damit zu tun, dass Uganda höher liegt. Im Durchschnitt um die tausend Meter über dem Meer. Gute Luft, immer ein leichter Wind. Eher wie im südwestlich von uns ebenfalls hoch gelegenen

Ruanda, dem Land der tausend Hügel.

Und der Himmel über Kampala? Blau. Fast immer blau, manchmal knallblau, manchmal seidenblau. Selten nur graublau, wenn es mal Wolken und Regen gibt. Oder eines der vielen reinigenden Gewitter. Gut. Regen ist immer gut. Heute ist der Himmel knallblau.

Kampala – oder in unserer Sprache *Kasozi K'empala*: Hügel der Antilopen. Schon lange her, als hier noch die Impala-Antilopen frei herumliefen. Aber vorstellen kann ich's mir. Wenn ich aus dem Fenster unserer Parterrewohnung im Stadtteil Kololo schaue und nicht weit von uns die hohen Baumkronen des Unabhängigkeitsparks erkennen kann. Dahinter riesige Hochhäuser am Horizont dieser Millionenstadt.

Mama vermisst die Kühe aus Kabale. Ich auch. Kühe haben eine gute Seele.

Dabei waren wir nie Bauern. Als ich noch ganz klein war, wurde Mama als leitende

Krankenschwester von Kampala zum Aufbau des staatlichen Kreiskrankenhauses nach Kabale versetzt, fast sieben Stunden im wackelnden Autobus südwestlich von der Hauptstadt entfernt, nicht weit von der Grenze zu Ruanda. Da hatte sie sich schon getrennt von meinem Vater, der als Stationsarzt auch ihr ehemaliger Chef gewesen war.

„Ich war nur eine seiner vielen Frauen“, erklärte mir Mama, als ich schon zur Schule ging in Kabale. Und ich sie nach meinem Vater gefragt hatte. Ihre Stimme klang traurig, als sie es sagte.

Trotzdem fragte ich weiter. Denn noch eine andere Frage lag mir auf dem Herzen. Und Mama kann ich alles fragen. Immer.

„Warum habe ich keine Geschwister, Mama?“ Alle meine Freunde haben Geschwister. Viele. Im Durchschnitt, das weiß ich heute, sechs Kinder pro Familie in Uganda.

„Weil ich nach deiner Geburt lange sehr krank

war, David“, antwortete sie. Und fügte dann noch trauriger hinzu: „Hinterher konnte ich keine Kinder mehr bekommen.“ Sie wischte sich ein paar Tränen aus dem Gesicht. Ich ahnte, dass auch darum mein Vater sie verlassen hat. Oder sie sich, wie sie sagt, getrennt hat. Männer in Uganda wollen immer viele Kinder. Das weiß jeder.

Aber meine Mutter ist perfekt für mich. Die beste Mama der Welt. Und ich will nicht, dass sie traurig ist. Niemals. Dann habe ich eben keine Geschwister. Außerdem ist sie eine tüchtige Krankenschwester. Oberschwester Patience Kutala. Alle achten sie in Kabale, auch wenn die meisten Leute hier nicht unsere Sprache *Luganda* sprechen, sondern *Rukiga*. Von ihrem Gehalt haben wir ein kleines Haus mit Garten nicht weit vom Krankenhaus mieten können. Wegen des kühleren Klimas hier wachsen sogar zwei Apfelbäume direkt davor.

Unsere kleine Familie: Nur Mama und ich.

Mamas Eltern und Geschwister wurden alle ermordet zu Zeiten des furchtbaren Idi Amin¹. Sie wuchs als kleines Mädchen bei einer Tante auf, die aber inzwischen auch verstorben ist.

Zu unserer Familie gehört dann aber immerhin noch Robinson – unser Wachhund. Den ich auf einem Müllhaufen als kleines, halb verhungertes schwarzes Bündel gefunden hatte. Inzwischen war Robinson zu einer stattlichen Schäferhund-Mischung herangewachsen, der auf unser Haus aufpasste, wenn Mama im Krankenhaus war und ich in der Schule. Mit Robinson würde sich kein Einbrecher einfach anlegen.

Ich war so klein, gerade erste Klasse, dass ich an jenem Abend noch auf ihrem Schoß sitzen konnte, als sie mir von meinem Vater erzählte und warum sie keine Kinder mehr würde haben können. Noch einmal tropften ein oder zwei ihrer Tränen auf meinen Kopf.

Ich zog ihr Gesicht zu mir herunter und